

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 207

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RHEINTAL

Kunstverpflanzung hinterlässt Loch

Immer mehr Kirchen werden geschlossen, weil sie nicht mehr gebraucht werden und die Mittel ausgehen. Was geschieht mit der Kunst, die sich in den Gebäuden befindet? Noch ist die Situation in St.Gallen nicht so dramatisch wie in Deutschland, wo es Bistümer gibt, in denen jede vierte Kirche zu ist. Man will aber im St.Gallischen diese Entwicklung nicht recht wahrhaben. Vor allem im Umgang mit modernen Kirchen zeichnet sich Ratlosigkeit ab. Das zeigte sich vor wenigen Wochen in Altstätten, wo eine tonnenschwere Eisenskulptur in der ehemaligen Kirche zum Guten Hirten demontiert und in den Marolani-Park neben dem Friedhof versetzt wurde. Es handelt sich um ein bedeutendes Werk des Künstlers Silvio Mattioli. Es gehört vermutlich zu den ausdrucksstärksten Sakral-Werken der letzten sechzig Jahre des gesamten Kantons.

Eine herausragende Stellung innerhalb der sakralen Kunst nimmt auch der Ort ein, an dem das Werk ab 1967 stand. Die Kirche zum Guten Hirten ist architektonisch einzigartig. Sie gilt im modernen Kirchenbau des Bistums St.Gallen als herausragendes Werk. Silvio Mattioli hat den monumentalen «Kreuzweg Christi» eigens für sie geschaffen. Die Rorschacher Architekten Bächtold und Baumgartner haben eng mit dem Künstler zusammengearbeitet. In Silvio Mattiolis Werken fliessen Raum und Installation zusammen. Wenn das Werk fehlt, wird die Wirkung der Kirche wesentlich beeinträchtigt. Das ist umso ärgerlicher, da die ehemalige Klosterkirche zum Guten Hirten nicht geschlossen wurde: Sie ist zusammen mit den angrenzenden Gebäuden einer Trägerschaft für Institutionen für Menschen mit Behinderung vermietet worden. Jeden Morgen wird ein so genannter Morgenkreis abgehalten. Regelmässig finden öffentliche Veranstaltungen statt. Damit wird der Raum mehr genutzt als zahlreiche Kirchen, die offiziell und entsprechend ihrer ursprünglichen Funktion «in Betrieb» sind.

Mit dieser Kunstverpflanzung durch die Stadt Altstätten wird ein Bauwerk arg beeinträchtigt. Auch die Wirkung der Skulptur wird geschmälert. Es kommt zum Ausdruck, dass in diesem Fall sowohl politische wie auch kirchliche Behörden im Umgang mit Kunstwerken alles

andere als eine glückliche Hand hatten. Das ist umso verhängnisvoller, als damit die öffentliche Hand aktiv zur Beeinträchtigung, wenn nicht gar zur Zerstörung von Kulturobjekten beiträgt. Unmissverständlich zeigt die aufwändige Aktion die Ratlosigkeit im Umgang mit sakraler Kunst auf – und: dass in keinem Fall übertriebene Eile zum Guten führt und am Ursprungsort nichts als ein grosses Loch hinterlässt.

Meinrad Gschwend, 1958, freier Journalist in Altstätten, politisiert im St.Galler Kantonsrat.

VORARLBERG

Food-Art-Radar hat Paul Renner noch immer nicht erfasst

Früher verzapfte ich gerne, Vorarlberger Schriftsteller und Kunstschaffende seien geografisch in einer günstigen Position. Zwar sei die österreichische Bundeshauptstadt Wien über 700 Kilometer entfernt, aber dafür sei man mit dem Auto in einer guten Stunde in Zürich, binnen zwei in München und in drei in Mailand. Das glaubte ich damals ganz naiv, aber später wurde mir klar (gemacht), dass es zwar tatsächlich ein Katzensprung nach Zürich oder München ist, dass das einem Vorarlberger aber nichts nützt: Das Feuilleton interessiert sich überall nur für bereits international bekannte und für einheimische Künstler, am besten aus der Stadt, in der die Zeitung erscheint. Das gilt in Österreich

auch für Wien, wo das literarische Graz und die Kunst in Linz gerade noch wahrgenommen werden, aber jenseits des Arlbergs immer noch eine terra incognita liegt und die Zeitungen wie auf alten Landkarten «hic sunt leones» schreiben könnten. Das taten und tun sie natürlich nicht, stattdessen brachten sie immer schon Wiener Kleinmeister ganz ordentlich heraus, während sie in Vorarlberg fast nur Köhlmeiers Erfolge durch Hörbücher und Schneiders «Schlafes Bruder» wahrnahmen.

Das alles war nur der Vorspann für Paul Renners aktuelles «Illegales Wirtshaus» im Piemont: Der 1957 geborene Bregenzer scheint mir nämlich ein besonders klarer Fall für das Beschriebene zu sein. Da es sich um die Schnittmenge zweier besonderer Interessensgebiete von mir handelt, besitze ich einige Bücher über Food Art. Da sind natürlich immer jene drin, die viel Einschlägiges produziert haben (Daniel Spoerri, Dieter Roth), und jene, die etwas besonders Eindruckliches geschaffen haben (die Pelztasse von Meret Oppenheim, das Hummer-Telefon von Dalí, die Dose «Künstlerscheisse» von Manzoni). Und dann noch zahlreiche Kunstschaffende, die ein- oder zweimal etwas produziert haben, das sich unter Food Art subsumieren lässt.

Wer bisher in keinem dieser Bücher vorkommt, ist Paul Renner, der seit Jahren Bilder von Lebensmitteln malt, Diners veranstaltet, in einer New Yorker Galerie einen speziellen Diner eingerichtet hat, in Shanghai zensuriert wurde und 2007 in Bregenz sein «Theatrum anatomicum» – einen zwölf Meter hohen, schädel-förmigen Holzbau – aufstellte und eine Woche lang mit Essen, Kunstaktionen und einer musikalischen Uraufführung bespielen liess. Ich denke immer noch, dass das ästhetisch eine bedeutendere Angelegenheit war als beispielsweise Joseph Beuys' «Fond I» von 1957 (Birnenhälften in einem Einmachglas), über das man in Ralf Beils Buch «Künstlerküche» lesen kann: «Das Einmachglas stammt aus der Vorratshaltung von Beuys' Mutter. Wie Duchamp erreicht Beuys allein durch die Kontextveränderung, in diesem Fall die Ausgliederung des Einmachglases aus dem Kreislauf des Verzehrs in den Kunstraum, eine Aufwertung zum Denkstück.»

Sein laufendes Projekt «Das illegale Wirtshaus» ist zwar im Grunde weder ein Wirtshaus noch illegal, aber der Titel geht ins Ohr. Es handelt sich um eine Reihe von Menüs für geladene beziehungsweise vorangemeldete Gäste, die in der Villa des verstorbenen italienischen Künstlers Aldo Mondino in Altavilla bei Vignale auf-



Emblem von Paul Renners *Illegales Wirtshaus*. Bild: pd

getischt werden und jeweils unter einem Motto stehen, das auf kulinarische und künstlerische Spezialitäten Bezug nimmt. Am 3. Dezember ist das zum Beispiel «Die Plünderung der göttlichen Vorratskammer: Ein synästhetischer Exzess zwischen den beiden Künstlern Philipp Müller (Bilder, Musik, Aktion) und Paul Renner (Küche), indem sie die Gäste zu Protagonisten eines paradiesischen Banketts machen.» Details der bis zum 10. Dezember laufenden Serie sowie Unterbringungsmöglichkeiten in der Nähe, zum Beispiel in einem Agroturismo, findet man auf der Internetseite von Paul Renner.

Ich habe Ende Oktober an zwei Veranstaltungen aktiv teilgenommen, nämlich an «Amarcord dei tartufi» und beim «B'soffenen Gansl», und kann sie nur empfehlen – nicht nur als Gesamtkunstwerke, sondern auch kulinarisch. Die hohe Alltagsskultur der Piemontesen hat auf Paul Renner nachdrücklich eingewirkt. Renners Essen in Salzburg, Wien, Zürich waren zwar auch immer schon zumindest interessant gewesen, aber die im «Illegalen Wirtshaus» sind echte Feinschmeckerei.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Ein nebliger Traum

An einem sonnigen Sonntag im Herbst wasserte ich mein vom Grossvater geerbtes Floss. Zwischen Appenzell und Stein an einer seichten Stelle flutschte das hölzerne Teil in die kalte Sitter. Langsam trieb ich, mit wohligh wärmendem Lüftchen ums Gesicht, bachab. Munter plätscherte und gluckste das Wasser, ab und zu klangen Kuhglocken von den Weiden herab. Diese idyllisch dahingleitende Stimmung wurde kurz nach der Gangelibrücke jäh unterbrochen – eine Nebelschlange kroch das Tal hoch. Plötzlich von einem zähen, undurchsichtigen Weiss umzingelt, wählte ich mich in einem Horrormovie. Mein Floss geriet gefährlich ins Schlingern. Mit Mühe und Not gelang es mir, mich am Holzmast festzuhalten.

Das Nebelschlangeninere beförderte mich vom Sittertobel ins weite Nebelmeer. Mitunter schwamm mein Floss auf weissen Wellen unter einem hellblauen Himmel. Wie verzaubert godelte ich auf den Nebelschwaden dahin und genoss die milden Sonnenstrahlen. Voll Freude kreuzte ich mit meinem Floss auf diesem sanften Meer zwischen den Appenzellerhügeln. Die Tobel, Krachen und Nördlis, das grosse Chancental (ehemals Rheintal) mitsamt Bodensee – alles lag unter dem Nebelmeer.

Endlich verstand ich, weshalb Gelehrte aus Zürich und deutschen Landen vor vielen, vielen Jahrzehnten das Appenzellerland in ihren sicherlich absichtslosen Reisebeschreibungen zum Arkadien der Schweiz werden liessen.



Appenzell, das Arkadien der Schweiz. Bild: pd

Und so träumte ich mich in mein Arkadien mit Nebelmeer hinein. Dort würden alle Melanderfische frei im Nebelmeer schwimmen, die Oberrieter müssten sich dann nicht mehr mit Fischtötungsmethoden den Kopf zerbrechen. Ich könnte dann von meinem Floss aus mit der Angel Bio-Melander fischen. Der geniale Brückenbauer Hans Ulrich Grubenmann würde lauter filigrane Holzbrücken bauen, frei nach seinen Vorstellungen, mit seiner Begabung und seinem Humor. Die Appenzellerhügelinseln würden dann nicht via Strassen und Themenwanderwege, sondern über schön in die Landschaft geschwungene Brücken erreicht werden. Der St. Anton in Oberegg würde zum grossen Nebelmeerhafen für Flosse und Segelschiffe. Und schwups, das ganze Appenzellerland läge am Meer.

Allmählich wurde es Abend, die Nebelschwaden stiegen höher, ich erwachte aus den Träumereien und wurde mit meinem Floss an Land gespült. Direkt in die Realität auf einen Appenzellerhügel mit Fernsicht und Blick aufs Nebelmeer. Hunderte von Autos säumten die Strassen. Um Parkplätze kämpfende Männer und Damen mit Pudeln, Kinder mit ihren Grosseltern, Massen von wandernden und radfahrenden Menschen und gelbe, prall gefüllte Postautos tummelten sich auf diesem Hügel, einer Insel der Sehnsüchte. Alle, alle sogen sie die Sonne in sich hinein und fotografierten das Nebelmeer, im Vordergrund weidende Schafe und Kühe im Abendlicht. Ob diesen Menschenmassen trauten sich die Hirten nicht aus ihren Hütten. Vielleicht schauten sie fern und entdeckten ihr Arkadien in der Südsee oder in den Weiten Kanadas auf der Mattscheibe. Und so erklang weder hinter noch vor dem Sitternebel fjord ein Rugguserli oder Zäuerli. Auch lag weit und breit kein Witz in der Luft. Mein Arkadien war nur ein Nebelmeertraum.

Verena Schoch, 1957, ist Kamerafrau und Fotografin und wohnt in Waldstatt.

THURGAU

Am liebsten rauch- und ausländerfrei

Auch wenn es in grossen Schritten dem alljährlich stattfindenden Fest der Nächstenliebe entgegengeht, zeigt man sich im Thurgau derzeit gar nicht gastfreundlich. Ob es um einen Stall für 130 Kühe zwischen Wallenwil und Hurnen geht – einen «riesigen Kuhstall», wie die «Thurgauer Zeitung» schreibt – oder um ein neues Durchgangsheim für dreissig Asylbewerber in Matzingen: Man will das nicht, hat Angst vor der kriminellen Landschaft und um die Verschandelung der schwarzen Männer oder umgekehrt. «Wir werden nicht gefragt, ob wir Platz haben», sagte der zuständige Regierungsrat Koch. Der Gründer der Facebook-Gruppe «Contra Durchgangsheim Matzingen» erklärt, hier gehe es nicht um Fremdenhass, sondern nur gegen das Durchgangsheim in Matzingen. Digitale Demokratie nennt man so etwas, das lernt man, auch wenn man nicht «auf» Facebook ist. Und der Eigentümer des Restaurants Freihof, wo dieses Heim dann sein soll, findet das Quartier sowieso multikulturell. Zuletzt wurde in diesem Freihof der Prostitution nachgegangen. Er habe lieber ein Durchgangsheim als ein Puff, sagt er. Für eine Raucherbeiz, einen gemütlichen Znüni-Spunden, hatte er keine Bewilligung bekommen von der Gemeinde.

Bordellgängerinnen und -gänger hielten sich wohl insgesamt weniger lange und weniger auffällig auf in Matzingen als die künftigen User des Freihofs. Dafür werden die Asylbewerberinnen und -bewerber wohl kaum zur schwelenden Matzinger Verkehrsproblematik – also die Sache mit dem Individualverkehr, also diese vielen Autos – beitragen. Das ist doch auch schon was. Man sollte ab und zu zufrieden sein mit dem, was man hat. Es gibt halt nicht immer «de Füüfer und s'Weggli», also rauch- und ausländerfrei.

In Matzingen und im Südthurgau sollte man sich ein Beispiel am Connyland nehmen. Da leben lustige Delfine mit lustigen Namen in trauter Eintracht, bekommen immer feines Futter und haben in der warmen Jahreszeit spannende Sozialkontakte mit Buben und Meitli aus Touristenfamilien. Dass nun innert Kürze zwei Delfine umgekommen sind, darf auf jeden Fall als suboptimal bezeichnet werden. Immerhin 1402 Personen gefällt das Connyland gemäss Facebook. Jetzt kommen sicher ein paar von denen nicht mehr, weil zwei Delfine weniger da sind. Und der Tourismuskanton Thurgau geht zugrunde. Übrigens: Was die mysteriösen Todesumstände der zwei fischigen Gesellen betrifft, glaube ich ja, dass das in Zusammenhang steht mit der kürzlich vonstatten gegangenen Goa-Party im Connyland-Club Château. Delfine vertragen MDMA im Mischkonsum mit Ketamin und Redbull bekanntermassen relativ schlecht. Es würde mich nicht erstaunen, wenn die Goa-Partygänger, die die Delfine auf dem Gewissen haben, auch gegen das Durchgangsheim und den Kuhstall Stimmung machen.

Wenigstens läuft im schönen Frauenfeld, wo die Weihnachtsbeleuchtung aus LED-Lämpfli besteht, alles rund. Hier wird Nächstenliebe gelebt, hier schenkt man gerne. Zum Beispiel drei Steuerprozente im Voranschlag 2012. Auf dass der Restbuchwert so hoch wachse, bis er den Wipfel des Christbaums vor dem Schloss Frauenfeld erreicht hat. Fröhliche Weihnachten!

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slam poet, Texter und Gemeinderat.

WINTERTHUR

Vom Atompilz zum Castor-Behälter

Die Geschichte der Atomtechnik ist auch eine Geschichte ihrer kommunikativen Bearbeitung. Aufgewühlt vom Unfall in Fukushima und angestossen von einem Erdbeben in der öffentlichen Meinung, haben die Kurzfilmtage Winterthur ein Screening dazu veranstaltet.

Angefangen hatte es mit zwei Bomben über Japan, doch sofort setzte Euphorie ein. Wie die Nachkriegsöffentlichkeit die Atomtechnik serviert bekam, wird in Ausschnitten aus der Schweizer Filmwochenschau deutlich. Man versprach Problemlösungen: Neben der Energieversorgung betrafen diese die Medizin, aber auch den Damenschuh. Besonders frappant: Die UdSSR und die USA präsentierten an Atommesen in den Fünfzigern Reaktortypen, die angeblich keine Abfälle produzieren.

Die Gegner und Kritikerinnen, die im Dokumentarfilm «Kaiseraugst» zu Wort kommen, sind diesem Glauben entwachsen. Sie verhandeln die Atomkraft über die Stichworte Nachhaltigkeit, Lebensraum und Konsumgesell-



1975 wird der Bauplatz des AKW's Kaiseraugst besetzt. Bild: pd

schaft. Desgleichen der Werkfilm «Strasse ohne Wiederkehr» des deutschen Stromproduzenten RWE von 1974. Man kann ihn als strategisches Anschmiegen der Industrie an die Öffentlichkeit nach 68 lesen. Von solch inszenierter Protest- und Jugendkultur hat sich die achtziger Bewegung im Agitprop-Video «Tomahawk, Tschernobyl, Atomarer Sonnenstich» abgesetzt. Aus dem Schutz eines Nutzwaldes dringen junge Menschen zu einem Zaun vor, um mit Ästen und Schleudern Polizisten zu beeindrucken, die auf der anderen Seite ein ähnliches taktisches Vor und Zurück veranstalten. Dagegen sein heisst aber auch, in weissen Overalls und mit falschem Geigerzähler Einkaufsgäste in Zürich zu verunsichern.

Die Besetzer in Kaiseraugst hatten sich noch einer gutbürgerlichen Pflichtengemeinschaft zugerechnet. Man sehe ja, dass hier keine Arbeitsscheuen und Kommunisten seien, sondern das «gschaffet» werde, sagt ein bärtiger Mann. Kaiseraugst präsentiert sich als Glücks- und Sonderfall, wo die Vielstimmigkeit in einem basisdemokratischen Schulterschluss das Baugelände behaupten kann – gegen die Industrieinteressen und Bundesbehörden.

Im Vergleich dazu die Arbeit von Andree Korpys und Markus Löffler: Die beiden zeigen die Protestaktion um einen Castortransport im niedersächsischen Gorleben. Auch hier kommen die Demonstranten aus dem Wald, doch scheitert jede Solidarität, jeder Heroismus und jede Ironie an der Räumungsroutine freundlicher Polizeikräfte. Zum Schluss rollen die Transportwagen. Auf den Strohhallen der Demonstranten lagern die Polizisten. Ein Film wie die Varusschlacht nach Beckett.

Die Filmauswahl von Kurator Reto Bühler machte den visuellen Niedergang deutlich: vom Atompilz zum Kühlturm zum Castor-Behälter. Hartnäckig dagegen zeigt sich die unsichtbare Bedrohung durch radioaktive Strahlung. Ein Professor für Kernphysik hat in der Sendung

«DRS Aktuell» im April 1986 versucht, mit einem Wandtafelbild darüber aufzuklären. Die Holprigkeit dieser drei Minuten sind ein Kontrastindikator für die geschmierte Routine, mit der heute Kommunikation in Krisen abläuft.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

TOGGENBURG

Selber machen ist am besten

Alle Jahre wieder findet in der grossen, holzigen Markthalle in Wattwil der Toggenburger Bauernmarkt statt. Viele der Anbieter sind Selbstvermarkter ihrer hofeigenen Produkte: frischer Alpkäse, Fleisch- und Wurstvariationen, Teigwaren, frisches Gemüse, Obst, Backwaren, Honig und Konfitüren, Schnaps, Bauernhofglace. Aber der Markt ist auch immer ein Anlass für Andersartiges. Neben pflanzengefärbter Wolle aus dem oberen Toggenburg, pflanzlicher Seife, biologische Shampoos und Körperpflegeprodukten und Senntumschnitzerei, finden auch Ausstellungen statt: das neue Toggenburger Buch, Schau-Weberei und eine Präsentation vom Energietal-Toggenburg. Diese haben sich etwas Spezielles ausgedacht. Die Gemeinden wurden aufgefordert, sich an einem Solarautorennen zu beteiligen. Einige Gemeinden haben reagiert und Kinder zusammen mit ihren Vätern kleine Flitzer gebaut, um sie am Bauernmarkt auf der Strecke in Wattwil für ihre Gemeinde ins Rennen zu schicken. Dieses Rennen ist eine lustige und spannende Sache, um auch Kinder zu motivieren, einen Beitrag zum Energietal Toggenburg auf dem Weg zur Energieunabhängigkeit 2025 zu leisten. Eine Abwechslung neben dem gewohnten Ponyreiten und dem Rösslital vom Bahnhof Wattwil zur Markthalle und retour.

Der jährlich im Spätherbst stattfindende Bauernmarkt ist ein Treffpunkt über die bäuerliche Bevölkerung hinweg. Es lohnt sich auf alle Fälle, sich das letzte Oktoberwochenende für diesen Markt vorzumerken – denn die Vielfalt des Toggenburgs wird einem hier erst so richtig bewusst. Wir haben eine eigene Dynamik, sind ein eigenes Volk innerhalb des Kantons St. Gallen. Durch solche Anlässe wird bewusst, was es politisch heissen könnte, wenn sich der Markt hin zur EU öffnen würde. Viele der landwirtschaftlichen kleinen und mittleren Betriebe hätten keine reelle Chance zu überleben. In der Form, wie sie das hier präsentieren, können wir eine dynamische Landwirtschaft mit ihren wunderbaren Produkten wahrnehmen.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.



Bild: pd

Visitenkarte für eine links-grüne Stadt

Die politischen Machtverhältnisse verschieben sich in der Stadt St. Gallen. Das hat auch Auswirkungen auf die Neugestaltung des Bahnhofplatzes.

VON ANDREAS KNEUBÜHLER

Entwickelt sich in St. Gallen wie in Zürich oder Bern eine links-grüne Mehrheit? Das Ergebnis der Nationalratswahlen Ende Oktober zeigte folgendes Bild: SP und Juso erreichten in der Stadt St. Gallen einen Wähleranteil von 28,1 Prozent. Das sind 2,8 Prozent mehr als vor vier Jahren. Das Resultat ist nicht weit entfernt vom furchterregenden Ergebnis, das die SVP in den St. Galler Kantonsratswahlen 2008 erzielte: einen Stimmenanteil von 30,1 Prozent. Eine Dominanz, die damals schweizweit für Aufsehen sorgte.

Doch zurück zur Stadtpolitik: Auch die Grünen gewannen dazu (1,6 Prozent). Links-grün kommt neu auf einen Wähleranteil von 38 Prozent. Zu den Verliererinnen gehören hingegen SVP (-3,8 Prozent), FDP (-2,2 Prozent) und CVP (-1,4 Prozent). Man könnte zusammenfassen: Je weiter rechts die Parteien in der Stadt stehen, desto höher sind ihre Verluste. Die Entwicklung ist allerdings keine Überraschung, sondern lediglich die Fortsetzung eines Trends, der sich bei diversen Abstimmungen in den letzten Jahren abzeichnete: Links-grüne Themen – auch wenn sie wie die Geothermie oder das Glasfasernetz von FDP-Stadträten lanciert wurden – erhielten hohe Stimmenanteile. Wie in Zürich wurde auch in St. Gallen die als zu radikal bekämpfte Städteinitiative angenommen, die eine Plafonierung des Autoverkehrs verlangt. Der Atomausstieg wurde noch vor Fukushima

beschlossen. Die Abstimmung über die Tiefgarage am Marktplatz war ein weiteres klares Indiz für die Veränderungen in der städtischen Politlandschaft.

In Maximalvarianten denken

Die Wähleranteile sind allerdings nur die Vorbote für eine Machtverschiebung – von rechts nach mitte-links –, die bei den Wahlen im Herbst 2012 eigentlich auch zu Veränderungen im Parlament und vor allem in der Besetzung des Stadtrats führen müssten. Links-grün ist dort so klar untervertreten, wie die FDP einen Sitz zu viel hat. Doch was bedeuten diese Veränderungen beispielsweise für die geplante Neugestaltung des Bahnhofplatzes? Übersetzt man den Trend auf die Realpolitik, muss die Forderung folgendermassen lauten: Für ÖV und Langsamverkehr kommen nur Maximalvarianten in Frage, es braucht eine Visitenkarte für die links-grüne Stadt.

Ende September hatte Stadträtin Elisabeth Beéry ein überarbeitetes Projekt vorgestellt, das seither öffentlich diskutiert werden kann. Betrachtet man die grosse Linie, scheinen viele Forderungen erfüllt zu sein. Kernstücke sind neue Bushaltestellen und die Verbannung des motorisierten Individualverkehrs vom Bahnhofplatz. Auf einem von der Stadt präsentierten Modell ist die Gutenbergstrasse – zwischen Hauptpost und

Metropol – mit Bäumen bepflanzt. Dazu kommt ein bisschen Gestaltungs-Schnickschnack mit einer Art Nachttischlampe über dem Aufgang der Unterführung und «einem lichten Hain aus Bäumen sowie verspielte Wasserelemente» auf dem Kornhausplatz, dort wo heute die Textil-Skulptur und der VBSG-Pavillon stehen. Daneben regiert Funktionalität: Busse, Postautos, Trogenerbahn werden weiterhin in dichter Taktfolge den Platz durchqueren, die Fussgänger müssen sich ihren Weg suchen.

Nicht planbarer Alltag

Der auf den ersten Blick umstrittenste Punkt ist der Entscheid, die Unterführung nicht bis zu den Busperrons zu verlängern. Es wäre die einzige Möglichkeit gewesen, den Strom der Passanten und den ÖV-Riegel zu trennen. Der Stadtrat argumentiert mit den Kosten und den Erfahrungen, dass Fussgänger unterirdische Lösungen ablehnen. Ein Beispiel dafür ist Solothurn: Dort sollte mit einer grosszügigen Unterführung samt Ladengeschäften vom Bahnhof aus eine viel befahrene Durchgangsstrasse überwunden werden. Sie wurde von den Passanten so lange ignoriert, bis schliesslich eine oberirdische Lösung mit Ampel und Zebrastreifen gefunden werden musste. Die Unterführung dient inzwischen als geräumiger Veloparkplatz.

Die wirklichen Nagelproben für das Projekt sind aber wohl die scheinbaren Details, die nicht auf Plänen und Modellen auffallen, sondern erst im konkreten Alltag – dann, wenn alles gebaut ist: Stellen die Studierenden der Fachhochschule, die vom Stadtzentrum her kommen, ihr Bike vor dem Bahnhof ab und gehen zu Fuss in die Schule? Oder wieso ist bei keiner Unterführung mehr eine Rampe eingeplant, über die Velofahrer den Bahnhof von Süd nach Nord und umgekehrt durchqueren können? ♦

Der Masterisierung und dem Kommerz entgegentreten

Anfang Dezember beendet er mit einem Abschiedsfest sein Engagement bei Kultur im Bahnhof. Aus diesem Anlass schaut RICHARD BUTZ auf seine langjährige Arbeit als Kulturvermittler zurück, ortet acht Gefahren und mahnt eine weitsichtige Förderpolitik an.

Im Juni dieses Jahres richtete mir die St.Gallische Kulturstiftung einen Anerkennungspreis für kulturvermittlerische Verdienste aus. Persönlich ist dies natürlich erfreulich. Dennoch: Preise sind heikel, denn sie sind Glückssache. Nach über dreissigjähriger Kulturarbeit ist die Vergabe des Preises an mich zwar nicht falsch, doch andere hätten ihn ebenso verdient. Dazu braucht es eine Art Lobby, Menschen, die sich für einen einsetzen. Preisen, ob vom Staat oder von privaten Stiftungen verliehen, haftet zuweilen der Geschmack eines Trostpflasters an, möglicherweise haben sie auch eine disziplinierende Wirkung – auch in ihrem Ausbleiben. Dies musste vor kurzem Hans Fässler in St.Gallen erfahren. Er ging mit seinem wichtigen Projekt, Rassismus und Schweizer Geschichte in Verbindung mit dem Naturforscher Louis Agassiz und einem gleichnamigen Berg aufzuzeigen, ohne überzeugende Begründung leer aus. – Obwohl ihn die beratende Kommission ohne Wenn und Aber dem Stadtrat für einen Werkbeitrag vorgeschlagen hatte.

Es stellt sich für mich diese Frage: Wäre es nicht besser, Projekte so zu unterstützen oder zu ermöglichen, dass zugleich die Arbeit am Projekt mitentschädigt ist? Konkret könnte das heissen: einem Künstler, einer Künstlerin ein Werk zu einem fairen Preis abzukaufen, einem Autor oder einer Autorin die Publikation eines Buches mit einem tüchtigen Honorar (mehr als die üblichen acht bis zehn Prozent vom Verlag) mitzufinanzieren oder mit einem grosszügigen Betrag eine interessante und aussergewöhnliche Konzertreihe zu ermöglichen. Aber vielleicht ist es leichter, Preise zu vergeben. Man muss sich dann nicht unbedingt mit den Werken der Kunstschaftern auseinandersetzen, kann Protesten und Leerbriefaktionen aus dem Wege gehen.

Ein Beispiel ist Roman Signer und die Stadt St.Gallen. Der weltbekannte Künstler hat (relativ spät) 2004 den St.Galler Kulturpreis erhalten. Aber nur eines der Signer-Werke auf Stadtboden ist bisher von der Stadt St.Gallen realisiert worden. Es handelt sich um das abgelegene Wasserobjekt 1983 auf der Schulanlage Oberzil. Seine spannende Installation «Raum für einen Fluss» (1988) im Stadtpark wurde zwar von der Jury ausgewählt, konnte aber aufgrund von Protesten der Geldgeber (Spühl-Stiftung) nicht ausgeführt werden. Alle anderen Werke von Roman Signer in der Stadt St.Gallen sind entweder von Stiftungen, Organisationen (das viel umstrittene «Rote Fass» war 1987 ein Geschenk des St.Galler

Gewerbeverbandes) oder anderen Behörden wie Bund oder Kantone realisiert und finanziert worden. Zufall, Versehen, Feigheit?

★

An der Preisverleihung in der Lokremise hielt ich eine kurze Dankesrede, in der ich auf – aus meiner Sicht – Gefahren der Kulturförderung, der Kulturvermittlung und der Kulturpolitik, aber auch in der aktuellen Kulturentwicklung einging. Einleitend hielt ich fest: «Ich anerkenne, dass heute die staatliche Kulturförderung wahrscheinlich liberaler ist als die Gesellschaft im Durchschnitt. Das war vor dreissig Jahren, als ich mit der Kulturarbeit begonnen habe, anders. Damals stand ich in starker Opposition zur staatlichen Kulturpolitik, als Beispiele nenne ich die ungleiche Verteilung der Kulturgelder und das Fehlen von Räumen wie zum Beispiel einer Grabenhalle. Diesbezüglich hat sich Vieles verbessert. Und heute sehe ich mich – zu meinem Erstaunen – fast in der Rolle des Verteidigers der staatlichen Kulturpolitik, insbesondere wenn ich daran denke, dass die Kulturschaffenden von rechtspopulistischen Politikern als Staatsparasiten bezeichnet werden. Aber es drohen der Kultur auch noch Gefahren von anderer Seite.» Sie sind nachfolgend, verbunden mit konkreten Verbesserungsvorschlägen, dargestellt.

★

Gefahr eins: Das Schein-Mäzenatentum. Zu finden ist es reichlich im Neoliberalismus, der der Kultur zwar einen Platz einräumt, diesen aber auch absteckt. Für mich hingegen äussert sich echtes Mäzenatentum in Stiftungen, deren Ziele transparent sind. Zum echten Mäzenatentum gehört die Zurückhaltung, so wie es vor Zeiten das Migros Kulturprozent ausübte. Es war lange gar nicht erwünscht, dessen Logo auf Plakaten und Drucksachen zu platzieren, erwünscht war höchstens eine diskrete Erwähnung. Heute ist das gründlich anders und das Logo zur Bedingung geworden. Und wenn wir schon beim Logo sind, könnte die Frage gestellt werden: Warum steht auf einer Coop- oder Migros-Milchpackung zusammen mit einem Kuh-Logo nicht der Vermerk: «Gesponsert vom Bund, Abteilung Landwirtschaft» oder vom «Bundesamt für Gesundheit»?

★

Gefahr zwei: Die Kultur als Kommerz. Banken benützen die Kultur als Werbung, Bierbrau-

ereien und andere Wirtschaftszweige ebenfalls. Der Kanton St.Gallen spricht von kulturellen Leuchttürmen, und der St.Galler Stadtpräsident verbindet gerne Kultur mit dem Begriff Standortmarketing. Bei diesem Beispiel wird Kultur zu einem Teil der Imagepflege, gewissermaßen zum verlängerten Arm der Tourismuswerbung. Wie Kultur und Kommerz sich verbinden können, zeigt sich bei der Ausgabe 11 in der Reihe «Wort&Klang» der St.Galler Bank Weggelin. Verpackt zwischen Soziologe Peter Gross und Kulturtheoretiker Hartmut Böhme sprach unter dem Titel «Strömung» Bankchef Konrad Hummler über «Finanzströme: Zwischen Versiegen und Überschwemmen».

★

Gefahr drei: Die Masterisierung der Kultur. Bachelor oder Master in Kultur – dies ist für mich ein falscher Weg, er schmeckt nach Design anstatt Dasein. Im künstlerischen Bereich äussert sich die «Verschulung» der Kunst «à la Bologna» im Hang zur Konzept- und Projektkunst zu Lasten des Handwerks. Hier empfiehlt sich die Lektüre von Richard Sennetts «Handwerk». In Abgrenzung zu den Arbeitsbedingungen des Finanzkapitalismus fordert er, den Eigenwert der individuellen Arbeit wieder herzustellen und die Arbeitsumstände für die Menschen so zu gestalten, dass sie danach streben, ihre Tätigkeit möglichst gut zu verrichten. Sennetts Theorien und Warnungen lassen sich durchaus auf die Kultur übertragen. Neu entstanden ist der Beruf des Kulturmanagers, der Kulturmanagerin. Meine Beobachtung ist, dass es dabei oft gar nicht wirklich um die Kultur geht, sie ist quasi nur der Rohstoff, mit dem gearbeitet und Geld verdient wird. Wahre Kulturvermittlung aber heisst, der Kultur zu dienen, und nicht, sie zu vermarkten. Das tönt altmodisch, ist deswegen aber nicht falsch.

★

Gefahr vier: Das schweizerische Mittelmaß: mehr Solides als Experimentelles. Thomas Hirschhorn lieber in Venedig oder New York als in St.Gallen. Umgekehrt gilt aber auch: Wer nur auf Internationales und Zeitgeistiges setzt, ist ebenfalls provinziell.

★

Gefahr fünf: Der Rückzug vieler (jüngerer) Kulturschaffender ins Private, ins eigene Gärtchen, die Nichteinmischung ins Politische. Ein heik-



Illustration: Beni Bischof

ler Punkt, denn vielleicht handelt es sich um ein Generationen-Missverständnis. Möglicherweise hat die jüngere Generation ja andere Wege gefunden, mit Missbehagen umzugehen. Ich denke da an die Occupy-Bewegung.

★

Gefahr sechs: Die Eventisierung der Kultur. Sie greift seit Jahren um sich, ein eindrückliches Beispiel sind die landauf, landab stattfindenden Museumsnächte. Auch in St.Gallen flaniert eine langsam, aber stetig abnehmende Anzahl von Besuchern durch St.Gallen, beschaut da und dort etwas Kunst, zischt ein Bier (Obacht: Sponsoring und Werbung!), erlebt ein Jazzkonzert oder eine Pyro-Installation (hier erlaubt, da Kultur!) et cetera. Die Nachfrage bei einzelnen Museen und Galerien ergibt aber kaum höhere Besucherzahlen während des Jahres. Spöttisch fragt Kolumnist Harald Martenstein, warum es noch keine «Lange Nacht der Nasen» oder eine «Lange Nacht der Schuldenkrise» und auch keine «des Kindermachens» gebe. Statt dem teuren Kulturevent, dessen Aktivitäten die teilnehmenden Institutionen mitfinanzieren, wäre über einen Gratisentritt einmal im Monat in alle Museen nachzudenken. Dies wird mit Erfolg in Paris am ersten Sonntag des Monats praktiziert. Oder, wie in Österreich, einen «Kulturpass» für Menschen, die unter oder um die Armutsgränze leben, einführen. Gefordert ist also eine Neuorientierung in der öffentlichen Kulturpolitik. Im

Grundsatz sollte stärker die nachhaltige und regelmässige Kulturarbeit gefördert werden. Es ist nur eine Frage der Logistik und der Ressourcen, im Zeitalter des Internets und angesichts des kulturellen Riesenangebots ein Festival zu organisieren. Viel anspruchsvoller ist es, jeden Monat ein Konzert oder eine Lesung zu programmieren, zu finanzieren und durchzuführen.

★

Gefahr sieben: Die Schwierigkeiten mit der Randkultur. Ein sprechendes Beispiel ist der Jazz, der sich in St.Gallen schwer tut. Er passt nicht ins «Leuchtturm»-Konzept. Dies hat die von der Migros Ostschweiz und dem Kanton ausgelöste Schliessung der Berufsabteilung der Jazzschule St.Gallen deutlich vorgeführt. Sie wurde ohne grossen Widerstand durchgeführt, auch von der Stadt St.Gallen (Standortmarketing?) war öffentlich nichts zu hören. In Zukunft wird es östlich von Zürich keine solche Jazzausbildung mehr geben, was die Jazzszene noch mehr ausdünn. Statistisch interessieren sich – Dixieland ausgenommen – sowieso nur ein bis zwei Prozent der Bevölkerung für diese Musik, in der Region St.Gallen sind das vielleicht 1500 bis 2000 Menschen. Das sind zu wenig für den Tourneebetrieb mit international bekannten Gruppen, zu wenig für die romantischen und etwas spiessigen Träumereien von einem Jazzklub mit Restaurant. – Ganz abgesehen davon, ob dies überhaupt der richtige Weg ist, anspruchsvollen Jazz

zu vermitteln: Was Jazz, Weltmusik und zeitgenössischer E-Musik (Contrapunkt, Open Opera) in St.Gallen fehlt, ist kein weiteres Festival, ist kein Club. Was es braucht, ist ein gescheites Programm, wie es Gambrinus Jazz Plus problemlos machen kann, ein vernünftiger Auftrittsort mit technischer Infrastruktur, vielleicht mit Barbetrieb vorher und nachher, vor allem aber mehr Geld. Hier ist mit der Übernahme der Lokremise durch Theater und Kunstmuseum eine Chance verpasst worden. Soll sich die Situation für den Jazz in St.Gallen verbessern, ist eine kulturpolitisch-grosszügige Entscheidung von Kanton, Stadt und Stiftungen nötig. Dem Jazz in St.Gallen fehlt aber die dazu notwendige Lobby, so wird es ihm in absehbarer Zeit kaum besser gehen.

★

Gefahr acht: Das Verschwinden der Kritik. Der Kulturjournalismus ist in der Krise. An die Stelle von fundierter Kritik treten die «Sternchen»-Bewertung, der Kurzhinweis, das vorausseilende Abfeiern und ein oft oberflächlicher Besprechungsjournalismus ohne Hintergrundwissen. Das hat seine Gründe. Die heutigen Honorare der Zeitungen machen das stetige Beobachten von schon nur einer Sparte zum Hobby. Für freie Mitarbeitende ist so ein ernsthaft betriebener Kulturjournalismus auf die Dauer kaum möglich. Gleichzeitig verbinden sich Journalismus und PR zunehmend. Eine Reaktion auf diese Entwicklung ist die vor kurzem erfolgte Gründung von theaterkritik.ch. Hier können sich Theater nach einer Premiere für 600 Franken je eine Kritik von zwei Kritikern kaufen. Davon erhält die Redaktion einen Drittel, die anderen zwei gehen an die Verfasser; auch kein fürstliches Honorar! Unterstützt wird die Lancierung des Projekts vom Bundesamt für Kultur mit 70'000 Franken, während Pro Helvetia zwischen 2008 und 2012 in die Kulturvermittlung knapp zwei Millionen Franken investiert. Laut «Woz» ist dabei der Beinahekollaps der medialen Kulturvermittlung anscheinend kein Thema.

★

Genug der Gefahren und Klagen: Als positiv werte ich die grosse Vielfalt, die heute in der Kultur anzutreffen ist. Sie gilt es in der nachhaltigen Form zu pflegen. Ohne Kultur gibt es keine Freiheit. So hat es ein italienischer Politiker vor kurzem auf den Punkt gebracht und damit nicht nur das Berlusconi-Regime gemeint. ◇

Zweckoptimismus nach der Dreifachkatastrophe

Der Himmel ist weit über den endlosen Reisfeldern Nordostjapans. Es geht ein steifer Westwind, der bizarre Wolkenformationen zum Horizont jagt und die Landschaft in ein Wechselspiel von Licht und Schatten taucht. Nur noch vereinzelte gelbe Stoppeln ragen aus dem längst entwässerten Boden. Die grosse Ebene zwischen dem Ou-Gebirge und dem Pazifik ist die Kornkammer des Landes. Wir befinden uns am südlichsten Zipfel von Iwate – einer der drei vom Erdbeben im März am stärksten betroffenen Präfekturen.

Die verschlafene Stadt Ichinoseki zählt 120'000 Einwohner und liegt knapp sechzig Kilometer von der Küste entfernt. Der Chauffeur des deutlich in die Jahre gekommenen Taxis öffnet mit einem grossen roten Hebel die Hintertür zum Einsteigen. Die Sitze und Kopfstützen sind mit weissen Häkeldecken überzogen. «Im Vergleich mit den Küstenregionen sind wir hier relativ glimpflich davongekommen», antwortet er auf meine Frage nach den Auswirkungen der Dreifachkatastrophe. «Der Tsunami hat uns nicht erreicht, und der Wind bläst kaum aus der Richtung von Fukushima. Viele der Erdbebenschäden wurden schon repariert. Seit August geht das Leben hier wieder einigermaßen seinen gewohnten Gang». Der Wagen schaukelt vorbei an amerikanischen Hamburger-Ketten, Grill-Stuben, Nudelküchen und Pachinko-Spielhallen. Kurz vor einem grossen Einkaufszentrum biegen wir von der Hauptstrasse ab und fahren einen steilen Hügel hoch. Wir werden von 57 Kindern und einer Nonne erwartet.



Schreck und Trauma für die Kinder

Franziskanerschwester Caelina leitet mit Unterbrüchen seit elf Jahren das Kinderheim Fujinosono in Ichinoseki. Die wenigsten der im Heim untergebrachten Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen zwei und achtzehn Jahren sind Vollwaisen. Hauptsächlich stammen sie aus zerrütteten Familienverhältnissen. Nicht selten sind mehrere Geschwister gleichzeitig im Heim untergebracht. Auf den ersten Blick sieht das u-förmige Stahlbetonhaus intakt aus. Doch beim näheren Hinsehen offenbaren sich viele Schäden. Spinnwebenartig überziehen Risse die Wände, Wasserleitungen sind geborsten und der Putz bröckelt. So schlimm ist der Zustand des Hauses, dass ein Neubau unumgänglich geworden ist. Die

ganze Parzelle ist während des Bebens um zehn Zentimeter abgesackt und der tonnenschwere Wassertank auf dem Dach wurde aus der Verankerung gerissen. «Die Ereignisse des 11. März waren für die Kinder traumatisch. Fensterscheiben sind zu Bruch gegangen, Risse haben sich im Boden aufgetan, in der Küche und im Bad sind die Kacheln von den Wänden gefallen. Täglich gab es Nachbeben. Viele Kinder wollten nicht mehr alleine auf die Toilette gehen, konnten nachts nicht schlafen und hatten vor Angst körperliche Schmerzen. Es war schrecklich», erzählt die Ordensschwester. «Erst ab Juli haben sich die Kinder wieder etwas beruhigt, vor allem auch weil die Nachbeben nachgelassen hatten.»

Da die Sicherheit der Kinder im jetzigen Gebäude nicht mehr gewährleistet werden kann, wird zurzeit ein Über-



gangsheim auf dem Gelände des Basketballplatzes errichtet. In dem primitiven Fertigbau werden die Kinder in sehr einfachen und beschränkten Verhältnissen bis zur Fertigstellung des Neubaus im Dezember 2012 wohnen.

Vorreiterrolle für den Wiederaufbau

Das neue Kinderheim geht auf eine Initiative der deutschsprachigen Gemeinde in Tokio zurück. Es soll ein Niedrigenergiehaus werden und eine Vorreiterrolle für den Wiederaufbau in ganz Nordostjapan spielen.

Im Vordergrund steht die Idee der Selbstversorgung und der Nachhaltigkeit. Das Kinderheim soll seinen eigenen Strom produzieren, um im Fall einer weiteren Katastrophe unabhängig zu sein und autonom funktionieren zu können. Nach strengsten deutschen Umweltnormen gebaut, wird es nach der Fertigstellung einmalig in Japan sein. Solarzellen werden das Dach überziehen und den benötigten Strom generieren. Energieeffiziente Öfen werden für Wärme im Winter sorgen. Geheizt wird mit Reisspreu und Fallholz – Brennstoffe, die in Nordostjapan in Hülle und Fülle vorhanden sind und nichts kosten. Durch die besonders erdbebensichere Bauweise soll das neue Kinderheim auch sehr starken Erschütterungen standhalten können. Der grösste Raum des neuen Gebäudes, die sogenannte «Community Hall», soll der lokalen Bevölkerung im Fall einer Katastrophe als Notunterkunft zur Verfügung stehen. In Kursen und Workshops werden die Kinder jetzt schon auf das Leben im neuen nachhaltigen Heim vorbereitet. Obwohl das Projekt mit veranschlagten zehn Millionen Franken für japanische Verhältnisse viel Geld kostet, soll es in zehn Jahren amortisiert sein. Hilfswerke wie Malteser International und Caritas helfen, koordinieren und sammeln Spenden.

Kritik am Darlingsprojekt

Trotz aller Euphorie gibt es aus den eigenen Reihen Kritik am Darlingprojekt der deutschen Gemeinde. Das Problem der Radioaktivität wurde komplett ignoriert. Man verlässt



sich auf die offiziellen Messungen, die Ichinoseki als ungefährlich einstufen. Unabhängige Bürgergruppen haben jedoch sogenannte «Hot Spots» entdeckt, wo die gesetzliche Minstdosis überschritten wird. Einige davon auch ganz in der Nähe des Kinderheims.

Das extreme japanische Klima mit feucht-heissen Sommern und kalten, trockenen Wintern stellt eine Herausforderung für die Bausubstanz des neuen Kinderheims dar. Zum Beispiel wird befürchtet, dass die in Japan bislang ungetestete Dreifachverglasung zu Kondenswasserbildung führen könnte, was Fensterrahmen, Fassaden und Böden beschädigen würde. Zudem werden jährlich wiederkehrende Taifune und extreme Regenschauer der auf dem Dach angebrachten Solarstromanlage arg zusetzen.

Die geplante Lage unmittelbar neben dem Wald wird ebenfalls bemängelt. Die üppige Vegetation muss ständig im Zaum gehalten werden. Besonders im Herbst müssen die Solarzellen von Blättern und Schmutz befreit werden. Ein anderes Problem sind die Bären, die sich auf der Suche nach Essbarem manchmal schon dem jetzigen Heim gefährlich nähern. Die Kaki-Bäume auf dem Gelände stellen eine grosse Versuchung für Meister Petz dar. Der Neubau wird das Risiko noch erhöhen. Bereits dieses Jahr gehen die Kinder nur in Gruppen und mit Bimmelglöckchen bewehrt zur Schule. Der japanische Schwarzbär ist zwar von Natur aus eher menschen scheu, doch Futtermangel und ein immer eingeschränkterer Lebensraum treiben ihn in die Nähe der Menschen. Jedes Jahr sind in Japan mehrere Todesopfer durch Bärenangriffe zu beklagen.

Weitere Bedenken bestehen wegen den Brennstoffen. Reisspreu ist das typische Abfallprodukt der nordostjapanischen Landwirtschaft und problemlos zu bekommen. Allerdings können radioaktive Kontaminierungen nicht ausgeschlossen werden, das gilt ebenso für das Fallholz. Gerade unter Bäumen und im Wald soll sich die Radioaktivität besonders akkumulieren. Das Zerkleinern des Brennholzes und Einfeuern der Öfen wird unter anderem zu den Pflichten der Kinder im neuen Heim gehören.



Bilder: Roger Walch

Im gleichen Zusammenhang ist es auch angebracht, die grundlegende Sicherheit der im Heim konsumierten Lebensmittel zu hinterfragen. Viele Bauern und Freiwillige aus der Umgebung spenden dem Heim Reis, Gemüse und Früchte. Die an und für sich hochwillkommenen Gaben sind jedoch ungetestet.

Grosse Unsicherheit

Die Probleme von Fujinosono sind typisch für die derzeitige Situation in Japan. Es herrscht überall grosse Unsicherheit. Man weiss nicht, welchen Informationen man trauen kann und welchen nicht. Selbst eine vom Weissen Haus in Washington eingesetzte Task Force kam letzten Monat zum Schluss, dass in Japan eine dramatische Vertrauenskrise zwischen der Regierung und der Bevölkerung bestehe, die schnellstmöglich gelöst werden müsse. Als mögliches Mittel dazu wurde empfohlen, eine unabhängige internationale Organisation mit den Messungen der Radioaktivität zu beauftragen – ein Ratschlag, der noch nicht beherzigt wurde. Die japanische Regierung hat indes auf den Tag genau acht Monate nach dem AKW-Unglück publicityträchtig zum ersten Mal eine handverlesene Schar von in- und ausländischen Journalisten per Bus durch das Gelände der havarierten Atommeiler gekarrt und Zweckoptimismus verbreitet. Es wird immer wieder beteuert, dass alles nach Fahrplan laufe, dass keine unmittelbare Gefahr mehr von Fukushima ausginge



und dass man die Lage im Griff habe. Gleichzeitig sprechen unabhängige Experten davon, dass es nicht zehn, sondern mindestens 25 Jahre dauern werde, bis man die Situation in Fukushima vollständig unter Kontrolle habe. Grosse Supermarktketten wie Aeon haben inzwischen freiwillig damit begonnen, die Lebensmittel aus inländischer Produktion auf Radioaktivität zu testen. Es sind nicht mehr nur die kleinen NGOs und NPOs, die an der offiziellen Version der Dinge zweifeln.

Nachtrag

Am 15. November wurde eine neue Kontaminationskarte veröffentlicht, die zeigt, dass radioaktives Cäsium bis über 900 Kilometer weit von Fukushima entfernt abgelagert wurde. Bisher war man davon ausgegangen, dass die Nordinsel Hokkaido und das im Süden gelegene Kyushu nicht vom Fallout betroffen gewesen seien. Diese aktuelle Information macht es für japanische Konsumenten noch schwieriger, den Lebensmitteln aus einheimischer Produktion zu trauen.

Roger Walch, 1965, ist ehemaliger «Saiten»-Redaktor, Japanologe, Filmemacher und Reiseleiter. Er wohnt seit 1998 in Kyoto und war als Kameramann für das deutsche und französische Fernsehen dieses Jahr bereits viermal im Katastrophengebiet unterwegs.